

SEMA. Rezensionen in Sachen Kommunikation.
Herausgegeben von Achim Eschbach und Jens Kapitzky.
Tübingen: Gunter Narr Verlag.
Heft 1/1999, pp. 85–89.

Erkundungen der ‚Landschaft Psycholinguistik‘

Arnold Langenmayr: *Sprachpsychologie. Ein Lehrbuch*. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe, 1997, 804 Seiten, DM 89,-
ISBN 3-8017-1044-0

Verglichen mit der Vielzahl englischsprachiger Publikationen, die *psycho-(logy)*, *language* und *linguistics* in verschiedenen Kombinationen im Titel führen, sind deutsche Lehr- und Einführungstexte zur Sprachpsychologie noch immer rar. Zwar gilt Hans Hörmanns erstmalig 1967 erschienene *Psychologie der Sprache* noch heute als ‚Klassiker‘ auf diesem Gebiet; es handelt sich jedoch nicht um ein abgeschlossenes Lehrbuch, sondern um eine noch behutsame Annäherung an ein Forschungsgebiet ohne klare innere und äußere Grenzen – eine „cognitive Landkarte der Landschaft Psycholinguistik“, wie es Hörmann (1977: X, Vorwort zur 1. Auflage) selbst formulierte. Zudem vermag inzwischen auch die zweite, zehn Jahre später erschienene Auflage den aktuellen Forschungsstand nicht mehr zu repräsentieren. Hörmanns kurze *Einführung in die Psycholinguistik* (1981) bietet einen kompakten Einstieg in das Fachgebiet, verzichtet jedoch weitgehend auf die Diskussion semiotischer und sprachphilosophischer Hintergründe, durch die sich das umfangreichere Vorgängerwerk auszeichnete. Theo Herrmanns *Allgemeine Sprachpsychologie* (1994) schließlich stellt einen weiteren Beitrag in dieser Entwicklungslinie dar, bleibt jedoch weitgehend dem eigenen Theorieansatz verhaftet (das ‚Modell informationsverarbeitender und regulierter Systeme‘) und ist daher nur bedingt als allgemeiner Überblicks- und Einführungstext geeignet.

Mit Arnold Langenmayrs *Sprachpsychologie* ist 1997 ein Werk erschienen, das – so kann man aus Untertitel („Ein Lehrbuch“) und Klappentext („umfassender Überblick“) schließen – didaktische mit enzyklopädischen Elementen verbinden will und damit berufen ist, eine bestehende Lücke auf dem deutschsprachigen Buchmarkt zu schließen. Langenmayr, Professor für Motivationspsychologie an der Universität Essen, hat ein ca. 800 Seiten starkes Werk vorgelegt (davon beachtliche 100 Seiten Literaturverzeichnis), das eine große thematische Bandbreite abdeckt, dabei aber in seiner Themenselektion etwas ungewöhnlich ist. Das Spektrum reicht von allen klassischen Gebieten der Sprachpsychologie – z.B. psychophysiologische Grundlagen der Sprache, Sprachwahrnehmung, Aphasien oder der ‚Sapir-Whorf-Hypothese‘ – bis hin zu Themenfeldern, die man auch in einem solch um-

fassenden Kompendium nicht zwangsläufig erwarten würde, darunter ‚Expressive Lautsymbolik‘, ‚Sprache und Nation‘, ‚Sprache in veränderten Bewußtseinszuständen‘, ‚Graphologie‘ oder sogar die Transaktionsanalyse Eric Bernes. Die ‚Landschaft Psycholinguistik‘ wird hier also etwas anders als üblich kartographiert.

Zu den besprochenen Teilgebieten der Sprachpsychologie werden zahlreiche empirische Einzelstudien vorgestellt, z.T. verbunden mit detaillierten exemplarischen Schilderungen des Versuchsdesigns. Erfreulich ist dabei, daß auch viele neuere Untersuchungen (der 80er und 90er Jahre) Berücksichtigung finden, so daß Langenmayrs Buch auch als kompakte Überblicksdarstellung des aktuellen Forschungsstandes geeignet ist. In einer Disziplin wie der Sprachpsychologie, die sich wesentlich durch empirische Untersuchungen konstituiert, ist eine solche Zusammenschau verstreuter publizierter Arbeiten von großem Nutzen.

Bei Langenmayrs Text handelt es sich aber erklärtermaßen um ein *Lehrbuch*, und hier sind einige Defizite zu verzeichnen: In manchen Kapiteln sieht sich der Leser mit einer Überfülle von Einzelstudien und Detailangaben konfrontiert, und bisweilen gewinnt man den Eindruck, daß die Zusammenfassungen empirischer Studien weniger aus argumentativen Gründen gezielt plaziert wurden, sondern in erster Linie der Vollständigkeit halber aufgeführt sind. Gerade in einem Einführungstext erscheint es jedoch dringend geboten, Informationen nicht nur zu kompilieren, sondern – notfalls auch auf Kosten der Vollständigkeit – zu selektieren, zu interpretieren und immer wieder innerhalb des Fachgebietes zu verorten, will man vermeiden, daß der als Laie angesprochene Leser sich im Dickicht der Details verirrt und wichtige Grundfragen übersieht. Zwar sind die einleitenden Abschnitte über Gegenstand und Untersuchungsmethoden der (Sprach-) Psychologie diesbezüglich hilfreich, ebenso wie die am Ende jedes Kapitels angefügten Kurzzusammenfassungen, die auch separat gelesen werden können; dennoch bleibt der Gesamteindruck: Weniger wäre mehr gewesen.

Auch die sprachliche Darstellung wird dem didaktischen Anspruch nicht immer gerecht. So fällt auf, daß z.T. die spezifische Terminologie der besprochenen Untersuchungen erklärungslos übernommen wird. In Versuchsbeschreibungen ist dann z.B. unvermittelt von einer „P600 Welle“ (572), einem „Crossvalidierungs-Sample“ (386) oder einer „Stimulus Onset Asynchronie“ (387) die Rede, so als wären diese Termini selbsterklärend. Die Verständlichkeit des Textes leidet streckenweise darunter, zumal die entsprechenden Begriffe gar nicht oder aber an schwer auffindbaren Textstellen eingeführt werden. Bei 660 Textseiten wäre es sinnvoll gewesen, Querverweise und ein Glossar hinzuzufügen, um dem Leser die mühsame Suche nach einer Einführung der Termini zu ersparen.

Auch dort, wo Begriffe definiert oder erläutert werden, geschieht dies nicht immer mit didaktischer Prägnanz. So wird beispielsweise zu Beginn,

in den einleitenden Abschnitten zur Sprachwissenschaft und ihren Teilgebieten, der Terminus ‚Morphem‘ wie folgt illustriert: „Morpheme als bedeutungstragende Einheiten einer Sprache können frei, z.B. in ‚fern‘ oder gebunden z.B. in ‚ausu-fern‘ sein“ (14). Vergeblich wird sich mancher Leser bemühen, diese – unzutreffende – Erklärung („fern‘ ist *immer* freies Morphem und im Kontext ‚ausufern‘ gerade *kein* Morphem) nachzuvollziehen und wird schließlich mit der ungeklärten Frage nach dem morphematischen Status von ‚fern‘ oder gar ‚ausu‘ zurückbleiben.

Das neunte Hauptkapitel „Interaktionen“ wird mit der verblüffenden Aussage eröffnet, daß auch der innere *Monolog* „zum Thema Interaktion gehört“ (589). Hergeleitet wird dies aus „der bekannten sozialpsychologischen These, daß es nicht möglich ist, nicht zu kommunizieren, demgemäß auch der Monolog immer an gedachte Partner gerichtet ist“ (ibid.). Diese „bekannte sozialpsychologische These“ ist zwar – obgleich ein entsprechender Beleg im Text fehlt – unschwer zu identifizieren als das erste „Pragmatische Axiom“ von Paul Watzlawick et al. (1990: 50–53). Diese Begründung erscheint nun aber besonders kurios, denn Watzlawicks Axiome sind ausdrücklich auf die dialogische Partnersituation bezogen. Die vorgeschlagene Ausdeutung in Richtung einer ‚Unmöglichkeit, nicht mit sich selbst zu kommunizieren‘ hätte dagegen zur Konsequenz, daß sich schließlich alles und nichts als ‚Kommunikation‘ qualifizieren würde, was kaum zu begrifflicher Klarheit beitragen dürfte.

Der möglichen Kritik, daß fachhistorische Gesichtspunkte in Langenmayrs Text wenig berücksichtigt werden, könnte man entgegenhalten, dies sei ein generelles und vielleicht notwendiges Defizit psychologischer (und anderer) Lehrbücher, das sich jedoch auf die Darstellung methodisch-systematischer Fragen kaum negativ auswirkt. Im vorliegenden Buch jedoch treten historische Aspekte der Sprachpsychologie, obwohl meist nicht explizit thematisiert, in Form von inhaltlichen und personellen Schwerpunktsetzungen wieder in den Text ein. So fällt auf, daß Friedrich Kainz – namentlich Verfasser des in den 1940er bis 1960er Jahren erschienenen Monumentalwerkes *Psychologie der Sprache* – nicht nur mit einer Widmung bedacht (Vorwort, 12), sondern auch häufig als Quelle herangezogen wird, während andererseits der Name Karl Bühlers auf insgesamt 660 Textseiten und im Literaturverzeichnis nicht ein einziges Mal erscheint. Bemerkenswert ist dieses geradezu ostentative Desinteresse an Bühler auch deshalb, weil Langenmayr nicht nur Kainz, sondern auch Hans Hörmann mit einer Widmung würdigt, einen Sprachpsychologen also, der sich an vielen Stellen ausdrücklich auf Bühlers *Sprachtheorie* (1934/82) berufen hat.

Warum auch immer diese Gewichtung vorgenommen wurde: Die einseitige Exposition des Kainzschen Werkes führt zu einigen fragwürdigen Akzenten in Langenmayrs Buch. Angesprochen ist hier das Kapitel „Sprache und Nation“, in dem Langenmayr den Zusammenhang von ‚National-

charakter' (ohnehin ein zweifelhaftes Konzept) und Sprache beleuchten will – nach Meinung des Autors „eine der zweifellos interessantesten Fragestellungen der gesamten Sprachpsychologie“ (309). Die dabei vertretene Grundthese lautet, daß eine kausale Beziehung zwischen „nationalen Persönlichkeitszügen“ (ibid.) und linguistischen Merkmalen der jeweiligen Einzelsprache besteht. Langenmayrs Ausführungen hierzu beruhen zum größten Teil auf dem 5. Band der *Psychologie der Sprache* (Kainz 1965).

Bereits die stilistische Eigenart, ganze Volksgruppen als „der Italiener“, „der Engländer“ oder gar „der Lateinamerikaner“ (346) zu singularisieren, deutet darauf hin, mit welcher groben Kategorien hier operiert wird. So fällt auch bald auf, daß der von Langenmayr (bzw. Kainz) identifizierte ‚Nationalcharakter‘ oft nur einem simplen Stereotyp entspricht. Es ist die Rede vom „feurigen und tatkräftigen Spanier“ (345), von der „unbekümmerten Sinnenfreude“ der Italiener (327), der „Rauheit“ und „Kumpelhaftigkeit“ der Australier (343) oder gar der „Tendenz der Portugiesen, Dinge aufzuschieben“ (348) – kollektive Charakterzüge, die sich angeblich in spezifischen Merkmalen der Sprachstruktur oder des Sprachgebrauchs niederschlagen. „Englisches Understatement“ zeige sich beispielsweise in sprachlicher Weitschweifigkeit: „Statt ‚ich tue das nicht‘ würde der Engländer sagen: ‚I am not quite shure [sic] if I am justified in doing this‘“ (313). Man fragt sich unweigerlich: *Welcher* Engländer denn? Wann, wo, in welcher sprachlichen Situation?

Die vorgetragenen Angaben über „Sprache und Nation“ sind bisweilen widersprüchlich – so wird z.B. auf S.325/26 dem Englischen, das ja soeben noch als umständlich und gewunden charakterisiert wurde, nun eine besondere Neigung zu Kürze und Prägnanz attestiert –, und zudem scheinen die linguistischen Merkmale, auf denen diese kollektiven „Sprachpsychogramme“ (322) beruhen, eher willkürlich gewählt. So spiegle sich beispielsweise die US-amerikanische „Aufsteigermentalität“ (333) wider in der Nasalisierung von Vokalen, die nach Meinung des Autors keineswegs ein zufälliger Zug des amerikanischen Englisch, sondern „voll intendiert“ ist (ibid.).

Der Leser mag selbst beurteilen, wie plausibel ein Zusammenhang zwischen Aufsteigertum und Nasalvokalen ist. Mir scheint aber, daß sich auf diese Weise letztlich beliebige Zusammenhänge zwischen Sprache und Nationalcharakter aufweisen lassen. Das gesamte Argumentationsmuster gleicht einem Zirkelschluß, denn mit einer solchen Beweisführung lassen sich immer nur die Vorurteile belegen, die schon als Prämisse eingebracht wurden: „*Wir haben es immer gewußt: So ist der Portugiese eben. Hör dir nur seine Sprache an!*“ Tatsächlich muß man aber zuerst danach fragen, *aus wessen Perspektive* hier die Zuschreibungen vorgenommen werden. So wäre es sicherlich interessant, die Meinung eines Südamerikaners oder eines Indianers hinzuzuziehen, wenn Kainz z.B. unwidersprochen mit der Feststellung zitiert wird, kennzeichnend für „den spanisch sprechenden

Südamerikaner“ sei „eine starke [...] Expressivität, große vitale Energie, die aber schnell ermatte und fluktuierende Aufmerksamkeit, die sich neuen Zielen zuwendet, noch bevor die alten erledigt sind“ (346), während „Indianer“ insgesamt „zu schlaffem und lethargischem Lebenstonus“ neigen (345).

Die zuletzt vorgebrachten Einwände gehen freilich über das vorliegende Buch hinaus und müßten in einer gesonderten Besprechung der Kainzschen Arbeiten – auf deren problematischen Status Langenmayr zumindest ansatzweise hinweist (312) – behandelt werden. Ich meine aber im Gegensatz zum Autor, daß heute nicht allzu viel verloren wäre, wenn man Teile des Kainzschen Werkes aus dem Kanon seriöser sprachpsychologischer Literatur streichen würde. Denn zweifellos ist die ‚Landschaft Psycholinguistik‘ auch ohne solche Spekulationen ein lohnendes und in weiten Teilen noch unbekanntes Expeditionsziel.

Literatur

- Bühler, Karl (1934/82): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Fischer (UTB), 1982 (Ungekürzter Nachdruck der Ausgabe Jena 1934).
- Herrmann, Theo (1994): *Allgemeine Sprachpsychologie. Grundlagen und Probleme*. Weinheim: Beltz, Psychologie-Verlags-Union.
- Hörmann, Hans (²1977): *Psychologie der Sprache*. 2. überarb. Auflage. Berlin, Heidelberg, New York: Springer [1. Aufl. 1967].
- Hörmann, Hans (1981): *Einführung in die Psycholinguistik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kainz, Friedrich (1965): *Psychologie der Sprache*. Band V, 1. Teil. Stuttgart: Enke.
- Watzlawick, Paul et al. (⁸1990): *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern u.a.: Huber [1. Aufl. 1969].